

reformierte presse

Nr. 37 • 12. September 2003

Wochenzeitung der Evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz

SCHWEIZ

Wie geht es weiter?

Die Synodalen des Kantons Baselland haben sich an einer Aussprachesynergie mit der Zukunft ihrer Kirche auseinandergesetzt. Im Zentrum stand die Frage nach der Identität der Kirche.

3

MITTE

Was soll ein Pfarrer sein?

Wie wünschen sich die Kirchen ihre zukünftigen Pfarrfrauen und Pfarrer? Werden auch in Zukunft alle Pfarrpersonen akademisch ausgebildet sein? Drei führende Exponenten der universitären und kirchlichen Ausbildungsreform diskutieren.

7-10

KULTUR

100. Geburtstag Adornos

Die Selbstkritik der Aufklärung stand im Zentrum des Werkes von Theodor W. Adorno, der vor 100 Jahren geboren wurde. In seiner ästhetischen Theorie versuchte er, die Widerständigkeit des Individuellen zur Geltung zu bringen.

11

RUBRIKEN

Apropos	2
Leserbriefe	2
Kultur	11
Medienkritik	14
Palette	14/15
Impressum	2

Italien: Seilziehen um neues Gesetz zur Religionsfreiheit

Die evangelischen Kirchen in Italien sind besorgt, weil sich das neue Gesetz zur Religionsfreiheit immer mehr in eines gegen die Freiheit verwandelt. Sie befürchten, die Gesetzeskommission ziehe gegenüber Religionsgemeinschaften noch stärker die Schrauben an.

Monika Dettwiler

«Mit diesem Gesetz riskieren wir, die Polizei in den Kirchen vorzufinden wie zur Faschistenzeit», sagte Domenico Maselli, Universitätsprofessor, Exparlamentarier und Waldenserpastor, Ende August vor der Synode der Waldenser- und Methodistenkirchen Italiens. Franco Becchino, Methodistenpastor und ehemaliger Richter, doppelte nach: «Das neue Gesetz engt die Rechte der Religionsgemeinschaften derart ein, dass die Religion wie eine gefährliche Aktivität erscheint, die man einer überwachten Freiheit unterstellen muss.»

Gegenstand der Kritiken seitens der Evangelischen Kirchen in Italien (Federazione delle Chiese evangeliche in Italia, FCEI) ist der im Sommer an die Gesetzeskommission zurückgewiesene Entwurf zum neuen Gesetz über die Religionsfreiheit. An wichtigsten Neuerungen soll das Gesetz die geistliche Betreuung in Gefängnissen und Spitälern bringen, die Anerkennung von auch in anderen als katholischen Religionsgemeinschaften zelebrierten Heiraten, religiöse Feiertage unter der Woche und andere Rechte, die auch für nichtchristliche Religionsgemeinschaften von Bedeutung

sind. Diese sollen vom Staat anerkannt werden können.

Gegen die Verfassung

Froh über die Zurückweisung des Gesetzesentwurfs ist Jürgen Astfalk, Dekan der Evangelisch-lutherischen Kirche in Italien. Die neueste Version sei rückständiger als das jetzige Gesetz von 1929, man könne nun auf eine liberalere Version hoffen.

In einem Brief an Ministerpräsident Silvio Berlusconi kritisiert FCEI-Präsident Giovanni Long, der Gesetzesentwurf verstosse gegen die italienische Verfassung. Einfache Vereine und Stiftungen mit religiösem Zweck müssten, um als Rechtspersonlichkeiten anerkannt zu werden, genauso komplizierte Verfahren über sich ergehen lassen wie die grossen öffentlich-rechtlich anerkannten Konfessionen. Die Verfassung sage aber ausdrücklich, der kirchliche Charakter und religiöse Zweck eines Vereins könne kein Grund sein für spezielle gesetzliche Einschränkungen.

Weiter beanstandet Long, dass die Geistlichen laut neuem Gesetz nicht wie bisher von den Religionsgemeinschaften, sondern vom italienischen Innenministerium anerkannt werden müssten.

«Der Innenminister müsste eine Art Supertheologe sein, um festzulegen, wer aufgrund der Natur und Tradition der einzelnen Konfessionen befähigt wäre, als Geistlicher zu wirken», sagte Long gegenüber der «Reformierten Presse».

Ganz besonders liegt der FCEI auf dem Magen, dass zahlreiche Gesetzesartikel Handlungsfreiheiten nur zugestehen, sofern diese nicht gegen die Verfassung und die internationalen Konventionen verstossen. Long: «In Kultstätten etwa dürfen Publikationen nur unter diesen Bedingungen aufgehängt werden.» Diese Mahnungen seien unnötig und absurd. Sie setzten der Religionsfreiheit Grenzen. Viele Gesetzesartikel seien so formuliert, «dass sie wie eine präventive Zensur erscheinen». – «Und wer wird in den Kirchen kontrollieren», fragt Long, «die Polizei etwa?»

Es klingt paradox, aber die FCEI jubelt keineswegs, dass der Gesetzesentwurf vom Parlament zurückgewiesen wurde. Im Gegenteil: Da die rechtsgerichtete Partei Lega Nord die Sache zu Fall gebracht hat, fürchten die Evangelischen Italiens, die Gesetzeskommission werde nun eine noch restriktivere Version ausarbeiten. ■

Wie uns, oder besser den Studierenden, das Theologiestudium alla bolognese schmecken wird, werden wir erst in einigen Jahren sehen, dann nämlich, wenn die Studiengänge erarbeitet und eingeführt sind (siehe Seiten 7–10). Vorderhand geistert eine ganze Reihe von Befürchtungen herum: Wird die goldene Freiheit des (geisteswissenschaftlichen) Studentenlebens abgelöst durch starre Curricula, unaufhörlichen Prüfungsstress, stiere Schule eben?

Alla bolognese

Und das alles, weil sich ganz Europa der angelsächsischen Universitätskultur anpassen soll? Wo bleibt da die stolze deutschsprachige humboldtsche Tradition? Gewiss, diese Einwände sind nicht ganz aus der Luft gegriffen, die Gefahr der Verschulung besteht tatsächlich. Doch gerade eine stärkere Strukturierung des Studiums hat auch ihre positiven Seiten: Sie bietet jenen mehr Halt, die bisher mit der Freiheit überfordert waren – und das sind nicht wenige. Junge Leute, die sich ins Exzentrische verlieren – ich erinnere mich an manche Fälle aus meiner Studienzeit –, werden im angelsächsischen Modell beizzeiten in die rationale Diskursgemeinschaft zurückgerufen. Über verarbeiteten Stoff, angeeignete Gedanken Rechenschaft abzulegen, schriftlich, mündlich, disputierend, in der Auseinandersetzung mit Gegenpositionen, das kann wohl gar nicht zu oft geübt werden – viele kleine Prüfungen statt der wenigen furchterregenden grossen könnten dem Studium, wer weiss, sogar mehr Lust und Leben einhauchen. Und die Universität könnte so statt der Isolation von Bücherwürmern die urbane Kultur der geistreichen Debatte fördern.

Stephan Landis

Stephan Landis



Diese Ausgabe enthält eine bezahlte Beilage. Die Beilagen werden vor Erscheinen geprüft, müssen aber nicht die Meinung der Redaktion vertreten.

LESER- UND LESERINNENBRIEFE

Samuel Kobia ist kein Generaltyp (RP 36/03)

Ich finde die Überschrift des Eingangskartikels «Was bringt der neue ÖRK-General?» blöd und inhaltlich falsch. Samuel Kobia ist kein Generaltyp, und seine Funktion im ÖRK hat nichts mit einem General zu tun. Und der Lead mit der Frage: «Wird der jetzige ÖRK-Sonderbeauftragte den Weltkirchenrat aus der Krise führen können?» suggeriert, dass der bisherige Konrad Raiser schuld an der Krise gewesen sei und ein neuer Besen das jetzt in Ordnung bringt. Schlicht falsch. Und dann folgt gleich ein weiteres Beispiel Ihrer Unwissenheit: Kobia ist nicht der erste Schwarze im Generalsekretariat, das war Philipp Potter, starker Befürworter des Antirassismusprogramms. Nach ihm kam Emilio Castro, den man ja nicht unbedingt als «weissen Protestanten» bezeichnen kann.

Paul Rutishauser
8280 Kreuzlingen

Die RP hat berichtet, Samuel Kobia sei als erster Afrikaner zum Generalsekretär des ÖRK gewählt worden; von einem ersten Schwarzen war nicht die Rede.

Die Redaktion

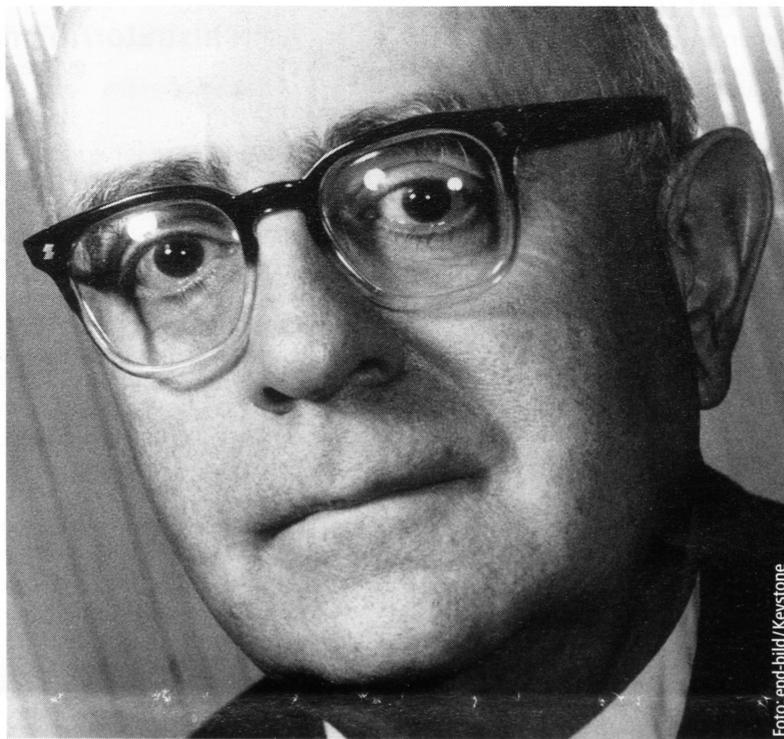
REFORMIERTE PRESSE Postfach, 8026 Zürich, Telefon 01 299 33 21, Fax 01 299 33 93, E-Mail: presse@ref.ch, www.ref.ch REDAKTION Sylvia Senz-Benkert, Chefredaktorin, lic. phil.; Frank Lorenz, VDM; Willy Gautschi, Diplomtheologe; Monika Dettwiler, Dr. phil.; Stephan Landis, Pfr.; Susanne Stahel; Monika Marti, Redaktionsassistentin / Bücher THEOLOGISCHER BERATER Hans Jürgen Luibl, Dr. theol. PALETTE Monika Marti, Anne Roggli KORREKTORAT Marianne Sievert

HERAUSGEBER Reformierte Medien © Kirchenblatt/Protestant/EPD/Reformiertes Forum/Reformierte Presse, 17. Jahrgang ISSN 1420-9934 VERLAG Reformierte Presse GESCHÄFTSLEITUNG Urs Meier, Pfr. VERLAGSMARKETING/INSERATE Erik Senz, Dipl. Betriebswirt PRODUKTION/LAYOUT Frank Lorenz, Produktionsleiter; Irene Fehr; Julia Resch; Zeljko Gataric; Simon Eymold; Roger Arletti SEKRETARIAT Marlene Nutt, Anne Roggli DRUCK Stämpfli AG, Wölflistr. 1, Postfach 8326, 3001 Bern, Telefon 031 300 66 66, Fax 031 300 66 99 ABO-BESTELLUNGEN Stämpfli AG, Postfach 8326, 3001 Bern, Telefon 031 300 63 43, Fax 031 300 63 90; Einzelnummer Fr. 3.–; Jahresabonnement Fr. 129.–; Halbjahresabonnement Fr. 69.–; Gruppenabonnement (ab 5 Exemplaren) Fr. 102.–; Studentenabonnement Fr. 102.–

In Vernunft verstrickt

Zum 100. Geburtstag von Theodor W. Adorno am 11. September

Theodor Wiesengrund-Adorno wurde 1903 in grossbürgerlichen Verhältnissen geboren. Sein Vater war Weingrosshändler, seine Mutter erfolgreiche Sängerin. Und damit passte er gut in die Frankfurter Schule, die zwanzig Jahre später das Licht der Welt erblickte. Das Frankfurter Institut für Sozialforschung wurde 1923 gegründet, ermöglicht durch die Stiftung des Unternehmersohns Felix Weil. Als Kind arrivierter Eltern galt sein Interesse einer von der «Partei» unabhängigen marxistischen Theorie. Und dafür stiftete er die nötigen Mittel, von denen die Frankfurter Schule zehren konnte: sogenannter Neomarxismus, gesponsert vom Grossbürgertum, betrieben von Professoren an der Universität. Eine seltsame Mischung...



Theodor W. Adorno (1903–1969) versuchte, gegenüber dem begrifflichen Denken die Widerständigkeit des Individuellen zur Geltung zu bringen.

Versöhnung in der Kunst

1924 promovierte Adorno mit einer Arbeit über den Philosophen Husserl, studierte danach zwei Jahre bei Alban Berg in Wien Komposition und fand in der Musik der Neuen Wiener Schule diejenige Kunst, an der sich die Philosophie zu bewähren habe. Widersprüche, so könnte man es umschreiben, werden nicht einfach aufgehoben, sondern im Medium Kunst kommt es zu einer fragilen Versöhnung – und das hat Philosophie zu bedenken. 1930 habilitierte Adorno mit einer Arbeit über den Philosophen Kierkegaard. Die leitende Intuition war, dass die Wahrheit sich im scheinbar Marginalen, im Schein, nicht nur des Schönen, zeigt.

Als einem «Halbjuden» wurde wie Husserl so auch Adorno von den Nationalsozialisten die Lehrbefugnis entzogen. Er emigrierte nach Oxford. 1938 siedel-

te er in die USA über und begann dort die Zusammenarbeit mit Horkheimer, 1947 erschien ihre «Dialektik der Aufklärung». Schon 1940 zeigten Horkheimer und Adorno, wie die Vernunft immer im Dienste der Selbsterhaltung stehe statt im Dienste des Selbstverzichts. Daher manifestierte sich im Faschismus das Wesen der Vernunft nur besonders deutlich. Die Herrschaft der Vernunft, die Hoffnung der Aufklärung, zeigt in ihrer Geschichte, wie sie sich verstrickt und schliesslich nur noch der Herrschaft dient.

Diese Kritik wurde in der «Dialektik der Aufklärung» auch zur massiven Christentumskritik: Der christliche Antisemitismus sei Ausdruck des Herrschaftsanspruchs über das göttliche Heil, gegen die Unverfügbarkeit des jüdischen Heilsversprechens. Dieser Tenor hat Schule gemacht

in der Theologie. Die «Dialektik der Aufklärung» besteht wesentlich darin, dass die Vernunft die Natur zu beherrschen suche und ihr zugleich verfallen sei.

Im Judentum fanden Horkheimer und Adorno einen Weg für das aufgeklärte Denken, sich von der Naturbindung zu lösen in der Gottesbeziehung, die einen anderen Anfang einer anderen Geschichte eröffne. Ob dieses andere Denken nicht auch im Christentum gepflegt wurde und wird, wäre eine andere Geschichte.

Adorno allerdings ging nicht den Weg in die Theologie, sondern in die Ästhetik mit seinen beiden späten Hauptwerken: 1966 erschien seine Weiterführung der Dialektik der Aufklärung, die «Negative Dialektik». Negativ ist sie gegenüber dem begrifflichen Denken zugunsten des wahrnehmbar Ge-

gebenen. Betroffenheit und Irritation durch das Individuelle, Besondere und Unbegreifliche sind die leitenden Intuitionen, die aus der Kunsterfahrung stammen. Wie sich solch ein Denken des «Nichtidentischen» artikuliert, zeigen seine «Minima Moralia» von 1951. Seine ästhetische Theorie von 1970 entfaltet diesen Grundgedanken: Kunst sei eine Art der Naturbeherrschung, in der das Material individuell gestaltet und damit seine Widerständigkeit gegenüber dem Begriff gerettet wird.

Irritierende religiöse Rede

Ob allerdings die moderne Kunst retten kann, was der rationale Begriff verliert? Vielleicht wäre die Theologie gut beraten, von dieser vergeblichen Hoffnung zu lernen. Dann dürfte sie nicht auf die Rettung seitens der Kunst hoffen, sondern hätte auf die noch nicht beherrschten Phänomene zu achten, auf die religiöse Rede etwa, wie sie sich in den nicht weniger irritierenden Gleichnissen oder in den Paradoxen zeigt. Eine bedachte Diätetik des Begriffs jedenfalls zugunsten der Wahrnehmung der Phänomene, dieser Impetus Adornos ist nachahmenswert – sonst könnte auch in einer ästhetischen Theologie die Dialektik der Aufklärung wiederkehren.

Philipp Stoellger